

Martin Hüttinger

Auswege aus sozialisationsbedingter Einsilbigkeit und egalitärer Monosexualität

Theoretische, empirische und methodische Überlegungen
zum Thema »Homosexualität« und Schule

GESELLSCHAFTLICHE UND KIRCHLICHE Sexualitätskonzepte werden von Jugendlichen und Schülern schon lange in Frage gestellt. Erstaunlich genug, dass diese kritische Position nur im Hinblick auf die Heterosexualität ihre Gültigkeit behält. Unterschiedliches wird offensichtlich unterschiedlich behandelt und beurteilt. Einer im Schulalltag erfahrenen Heterogenität innerhalb der gleichen Kultur, angezeigt durch Individualität und Idiosynkratie, steht unreflektiert eine mentalistische Homogenität in Sachen Sexualität gegenüber. Eine Hinwendung zu anthropologisch ausdifferenzierten, lebensweltlich legitimierten und soziokulturell institutionalisierten Sexualitätskonzepten ist (noch) nicht erkennbar. Es fehlt eine Kritik am heterosexuellen Habitus: es dominiert eine vorurteilsgeschwängerte Kakophonie gegenüber Schwulen und Lesben, eine minimale Toleranz gegenüber verdächtigen physiognomischen sowie mimisch-gestischen Abweichungen und eine Depravierung favorisierter geschlechtlicher Polypraxie. Welche Rolle spielen das Binnenklima und der Schulunterricht bei der Anbahnung eines gewandelten Sprechens über Homosexualität?¹

1. Empirie: »Du sollst keinen anderen Sex haben ...«

Neben dem christlich-jüdisch-islamischen Monotheismus als Ein-Gott-Glauben etablierte sich in den benannten Kulturräumen die Monosexualität als Eine-Sex-Praxis. Die dogmatisch, religionsgeschichtlich und soziokulturell überhöhte Heterosexualität wird, trotz aller migrationsbedingter Mehrsprachigkeit, diversifizierter Lebenskonzepte, multiethnischer Sozietäten und

¹ Empfehlenswert: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (Hg.), *Lesben und Schwule in der Schule – respektiert!? ignoriert?! Eine Synopse der GEW-Befragung der Kultusministerien*, Frankfurt a.M. 2002.

kultureller Vielfalt an unseren Schulen, keineswegs als anachronistisch abgetan.² Diese Monosexualität steht unhinterfragt in einem reziproken Verhältnis zu allen anderen heutigen kulturellen und gesellschaftlichen Errungenschaften: Multikulturalismus, Mehrsprachigkeit, Minderheitenschutz, Interkulturalität, Perspektivenwechsel und Subjektorientierung. Ein moraleschischer und geistesgeschichtlicher Synkretismus mit anderen Sexualitätskonzepten lässt sich heute bei der nachwachsenden Generation nicht konstatieren. Woher kommt das? Nicht die Religion, Herkunft und Kultur der einzelnen Schüler ermöglicht eine gemeinsame Verstehens- und Kommunikationsbasis. Zu unterschiedlich sind Sprachpraxis, soziales und familiäres Umfeld, kulturell geprägte Verhaltens- und Identitätsmuster sowie Autobiographien.

Common sense besteht hingegen in der verbalen und habituellen Ablehnung von Homosexualität. Die Konvenienz von absoluter Monosexualität und aggressiv negierter Gleichgeschlechtlichkeit bildet die Basis schülerinterner Kommunikationsmuster und Verhaltensschemata. Homophobie als kleinster gemeinsamer Nenner wirkt normierend auf den innerschulischen Lebensbereich.³ Als herrschendes Sexualkonzept wird Heterosexualität von den Lernenden nicht dekonstruiert, hingegen sämtliche essentialistische Kultur- und Gesellschaftskonzepte auf ihre Relevanz und Tragfähigkeit für das eigene Leben analysiert und bewertet. Uni- und Malifizierung auf der einen, Dekonstruktions- und Integrationsbemühungen auf der anderen Seite. Beschreibungsrhetorisch kategorisiere ich dieses Binnenphänomen als ›sozialisationsbedingte Einsilbigkeit‹ und ›egalitäre Monosexualität‹: Man spricht in der Schülersozietät nur von ›Einem‹ und möchte auf Grund einer konditionierten Anpassungsfähigkeit möglichst ›gleich‹ und ›unauffällig‹ sein.

Im Blick auf die Identitätsentwicklung bzw. -fortschreibung schwuler und lesbischer SchülerInnen und LehrerInnen ergeben sich daraus Konsequenzen. Während für den größeren Teil der in der Schule Handelnden sexualitätsnormierende Einsprachigkeit ein alltägliches Phänomen ist, erleben zeitgleich Schwule und Lesben eine nicht unproblematische Mehrsprachigkeit sowie Multisexualität. Diese sind emotional unterlegt und haben wesentlich mit ihrem Selbstkonzept zu tun.⁴ So herrschen in Kopf und Sprache die ›Amtssexualität‹ (Heterosexualität), im Herzen die ›Heimatsexualität‹

² Empfehlenswert: Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung (Hg.), Andersrum?! Zur Thematisierung von Sexualität und Homosexualität an Schulen in Hessen, Frankfurt a.M. 1996.

³ Vgl. Peter Wuttke (Hg.), Homosexualität und Schule. Eine Studie zu Einstellungen und Sichtweisen von 850 Jugendlichen zum Thema Homosexualität (Andreas-Oberschule Berlin, ProjektAG Homosexualität und Schule), Berlin 2003. – Vgl. Jan Feddersen, Das verklemmte Klassenzimmer. In: taz Berlin lokal Nr. 7236 v. 17.12.2003, S. 22.

⁴ Informativ: Christoph Behrens/Hans-Peter Ehmke (Hg.), Homosexualität im Klassenzimmer. Erfahrungen und Perspektiven für die Aufklärungsarbeit in Schulen, Düsseldorf 1996.

(Homosexualität), in Gestik und Mimik der von den anderen nicht zu unterscheidende ›Egalitäre‹, in Empfindung und Sexus der ›Anders-Seiende‹. Das permanente Unterdrücken der eigenen Sexualität erscheint äußerst problematisch; eigenes Empfinden wird fortdauernd als minderwertig erfahren. Wo eine Dominanzsprache sowie -sexualität vorherrscht, bleibt ein positiv zu entwickelndes Selbstbild von Geschlechtsidentität und verbaler Expressionskompetenz regressiv.

2. Methode: »Du sollst deinen anderen Sex haben ...«

Was ist zu tun? Einige notwendige Akzentsetzungen für die Pädagogenausbildung und -fortbildung⁵ sowie für eine Didaktik der Sexualkunde in interdisziplinärer Verschränkung mit den Fächern Ethik und Religionslehre werden im Folgenden aufgeführt: (1) Während der Aus- und Weiterbildung von Lehrern darf eine Erörterung zu schulsprachpolitischen Aspekten nicht fehlen. Dabei werden Formen von Sprach- und Sexualitätsunterdrückung und ihre positive Wertschätzung ebenso zum Thema gemacht, wie ein kritischer Umgang mit dem alltäglichen Sprachgebrauch in der Klasse sowie auf dem Schulterrain. (2) Der Beitrag der Instruktionspsychologie besteht in der Problematisierung emotionaler Aspekte des Lehrens und Lernens hinsichtlich vielfältiger Formen der Sexualität: Vorurteile, Stereotype, Wahrnehmung von Fremdheit, Motivationen und Aggressionsmuster sind zu analysieren. (3) Entwicklungspsychologisch ist die menschliche Sexualität als kulturelle Praxis heraus zu stellen. Das Verhältnis von Sexualität, Kultur und Identität gilt es zu klären. (4) Schulpädagogisch muss über eine veränderte Lehrerrolle reflektiert werden, in der Abschied vom ›allwissenden‹ und häufig vorurteilsbehafteten Lehrer genommen und der Schüler zum Thema Sexualität, respektive Homosexualität, als ›Experte‹ befragt und ernst genommen wird. (5) Gleichfalls von Bedeutung sind bildungstheoretische Aspekte zu sexualkundlichen Themenbereichen in Ethik und Religionslehre: Relativierung der eigenen Sichtweise auf Homosexualität versus Heterosexualität, Toleranzerziehung, Selbstreflexion und Fähigkeit zu Perspektivenwechsel. Das beinhaltet Anregung und Ermutigung zu Sexualitätskonzept-Vergleichen jedweder Art, nicht aus Gründen der Logik, sondern aus Gründen der ›sexuality awarness‹. Dazu bieten sich literarisch-ästhetische Texte an, insbesondere aus problemorientierten Jugendbüchern. Die Identitätsproblematik heranwachsender Schwulen und Lesben im Schulalter soll empathisch nachvollzogen, reflektiert, diagnostiziert und analysiert werden. (6) Auch terminologisch sind die Begriffe ›Homosexualität‹ und ›Heterosexualität‹ als dichotomistische Diktion

⁵ Eine Kompetenzbildung hierzu im theologischen Lehramtsstudium steht offensichtlich nicht zur Debatte. Religionspädagogen betreiben stattdessen eine Apologie der Fachdidaktik: Guido Hunze/Klaus Müller (Hg.), *TheoLiteracy. Impulse zu Studienreform – Fachdidaktik – Lehramt in der Theologie* (Theologie und Praxis. Abteilung B, Bd. 17; TuP B 17), Münster 2003.

zu hinterfragen. Im Sinne einer Subjektorientierung ist jede Sexualität eine ›Heimatsexualität‹.

Biologie-, Sexualkunde-, Ethik- und Religionsunterricht sollte subjektorientierte Instruktion sein! Ein virulenter Fehler in sexualkundlichen Ansätzen, nämlich dann, wenn statische und objektivierende Kultur-, Religions- und Sexualitätskonzepte zugrunde liegen, besteht oftmals darin, Lernende mit ihrer (Homo-)Sexualität gleichzusetzen und in diesem Sinne – durchaus mit guten Absichten – zu essentialisieren und zu typisieren. »Was meinen unsere Schwulen dazu?« oder »Jetzt fragen wir mal unsere lesbischen Schülerinnen!« sind aus einer subjektorientierten Perspektive fragwürdige Zuschreibungen. Geht man hingegen von sexualtheoretischen Konzeptionen aus, die Sexualität nicht als Form und Ergebnis von Herkunft, Kultur und Sozialisation begreifen, sondern als strukturierende und deutende Aktivität von Subjekten, und trägt man darüber hinaus der Vernetzung von Sprache, Kultur, Sozietät und Identität Rechnung, rücken die Subjekte selbst mit ihren persönlichen Wahrnehmungen, Erinnerungen und Normen in den Mittelpunkt. Pädagogisches und methodisch-didaktisches Handeln wird vor diesem Hintergrund verständlich als reflektierte Maßnahme, lesbische und schwule Heranwachsende (aber auch Lehrer) in die Lage zu versetzen, die Beziehung von heterosexuell dominierter Einsilbigkeit und eigener Multilingualität, von ›Amtssexualität‹ und ›Heimatsexualität‹, von Fremd- und Selbstbestimmung mündig mitzubestimmen.

3. Conclusio: »Du sollst einen anderen Sex respektieren ...«

Die Schule sollte ihren Schülern und Lehrern im Sinne einer ethischen Implikation ein Ort sein, in dem in den jeweils individuellen Geschicken andere Geschicke wahrgenommen und erkannt, in der scheinbaren Normativität und Vollständigkeit des modernen Individuums Inkohärenz entdeckt, die vom Fremden aufgerissene Spalte als Entfremdung zugelassen und die Frage nach dem Fremden in jedem einzelnen selbst respektiert wird. Daher verbietet sich eine Gewöhnung daran, im Modus des Konjunktivs zu handeln, so als ob jeder eine geschlossene Identität hätte, während längst klar wird, dass diese Geschlossenheit eine Fiktion darstellt, die unweigerlich zum Scheitern verurteilt sein muss. Diese Erkenntnis ermöglicht die Anerkennung der Grenzen eigener Identität sowie Sexualität und die Führung eines Dialogs über Unterschiede hinweg.

Martin Hüttinger, Dipl. Theol., tätig als Lehrer in München. Für die WERKSTATT schrieb er zuletzt »Suchbewegungen und Empfindungen. Musikalisch-erotische Kirchenschätze« in Heft 4/2004. Korrespondenz über die Herausgeberanschrift.